

keiten, wie sie in den vielen hagiographischen und homiletischen Texten geboten werden. Mönchsväter wie der den Kopten so wertvolle Schenute von Atripe wollten Mönche und Laien zu Gott wohlgefälligem Leben erziehen. Das Selbstverständnis der Kirche ist weniger im dogmatischen Traktat als in der Liturgie zu finden. Frömmigkeit konnte sich dort besser entfalten als Theologie, weil diese infolge ihrer Traditionsgebundenheit kaum Produktivität besitzt. Auch durch die Zeit der Islamisierung hindurch, die für das Koptentum einen außerordentlichen Schrumpfungsprozeß mit sich brachte, hat sich tiefe Frömmigkeit gehalten. Eine Ausstellung koptischer Künstler der Gegenwart, die zur gleichen Zeit wie die Feierlichkeiten stattfand, lehrte, daß diese Künstler die Formen der Spätantike und des Mittelalters weit hinter sich gelassen haben, aber auch, daß die meisten der gezeigten Werke ohne einen tiefen Glauben nicht hätten entstehen können. Solcher Glaube wird erst recht Frucht bringen, wenn ökumenische Wege die bisherige Isolierung der koptischen Kirche überwinden wird. Dafür bildete gerade die Marcusfeier einen Ansatzpunkt. Das ökumenische Gespräch wird nach und nach zu gegenseitigem Verständnis führen, so daß auch die Fragestellungen und Methoden der modernen Theologie, insbesondere die Anwendung der historisch-kritischen Methode bei der Behandlung der historischen Disziplinen sowie die Auseinandersetzung mit den Ideologien der Gegenwart den koptischen Theologen bekanntgemacht und bei der Gestaltung ihres eigenen Selbstverständnisses fruchtbar verwendet werden können. Eine tiefe Frömmigkeit, der ich gerade auch in gebildeten Kreisen begegnet bin, schenkt Hoffnung, daß wir hier durchaus Erwartungen hegen dürfen. Allerdings dürfen wir selbst, wenn wir helfen wollen, nicht intellektuellem Dünkel verfallen. Denn Theologie ist nicht nur ein Produkt geistiger Fähigkeiten und Erkenntnisse, sondern auch heute gilt noch immer das Wort: *pectus facit theologum*.

Alexander Böhlig

Die Lambeth-Konferenz 1968*

Die Aufgabe, der 10. Lambeth-Konferenz der anglikanischen Bischöfe als Beobachter beizuwohnen, war voller Überraschungen. Alle früheren Lambeth-Konferenzen haben in strenger Abgeschlossenheit getagt. An die Öffentlichkeit drang nur, was der Presse mitgeteilt wurde. Die anglikanischen Kirchen wurden nachträglich durch einen gedruckten Bericht und die Vorträge ihrer Bischöfe unterrichtet.

Wie würden „Beobachter“ aus anderen Kirchen aufgenommen werden? Die ökumenischen Berater des Erzbischofs von Canterbury, die uns mit großer Herzlichkeit aufnahmen, hatten sich diese Frage offensichtlich auch gestellt. Man bat uns um Verständnis, wenn uns nur die Plenar- und Sektionsitzungen, nicht aber die Ausschüsse geöffnet werden würden. Es kam jedoch anders. Die 70 Beobachter, unter ihnen sieben Katholiken, und die 26 anglikanischen Berater — meist Fachleute aus Theologie und Mission — durften nicht nur unter allen Aus-

* Soeben ist das Protokoll erschienen: *The Lambeth Conference 1968. Resolutions and Reports*. S. P. C. K. and Seabury Press, London 1968. 158 S., geh. 8 s 6 d.

schüssen wählen, sondern wurden überall zu voller Mitarbeit eingeladen. Als die Sektionsitzungen einsetzten, galt eine solche Mitarbeit bereits als selbstverständlich. Für die Periode der Plenardebatten wurden in der Galerie Mikrophone für die Beobachter und Berater aufgestellt. Zeitweilig redeten mehr „Gäste“ als Bischöfe. Die Art, wie die Delegierten das hingenommen haben, wurde von einem Berater mit Recht als „Akt korporativer Demut“ bezeichnet. Dr. Payne, der als einer der sechs Präsidenten des Ökumenischen Rates der Kirchen neben Bischof Willebrands der wohl prominenteste Beobachter war, dankte am Schluß für diese Behandlung, die ein Präzedens geschaffen habe, an dem keine andere große christliche Konferenz künftig vorübergehen dürfe.

Die Vorbereitung

Zeitlich und thematisch schloß sich die Lambeth-Konferenz, die vom 25. Juli bis zum 25. August tagte, an die 4. Vollversammlung in Uppsala an. „Die Erneuerung der Kirche in Glaube, Amt und Einheit“ lautete das Thema in London. Allen Bischöfen war Monate vorher ein Band mit Vorbereitungs-Essays zugeleitet worden, der für jeden der 32 Ausschüsse, in die die drei Sektionen (Fragen des Glaubens I, des Amtes II und der Einheit III) aufgeteilt werden sollten, einen Aufsatz brachte.

Erstaunlich war, wie häufig im ersten Teil des Bandes deutsche Theologen — bis hin zu J. Moltmann — zitiert wurden. Die Konferenzberichte lassen davon allerdings nichts mehr erkennen.

Der Kanadier Ralph Dean, der seine Diözese einem Vertreter übergeben hatte, um als bischöflicher Sekretär der „Anglikanischen Gemeinschaft“ die Lambeth-Konferenz vorzubereiten, hatte nur wenig dem Zufall überlassen. Das war für das Gelingen einer Konferenz entscheidend, die im Gegensatz zu „Uppsala“ nur vor, nicht aber nach ihrem Beginn auf die Hilfe von Fachleuten zurückgreifen konnte.

Die Konferenz begann mit einem Gottesdienst in Canterbury, der seiner Form nach ein schlichter „Evensong“ war. Nur beim feierlichen Einzug wurde alle Pracht entfaltet, deren die anglikanische Kirche fähig ist. Allein die Zusammenstellung der Prozession muß eine wahre „Generalstabsarbeit“ gewesen sein. Unter den etwa 480 Erzbischöfen, Metropoliten und Bischöfen fielen die Afrikaner auf. Vor den Bischöfen der einzelnen Provinzen wurden Fahnen mit dem Namen dieser Provinzen vorweg getragen; von der „Diözese Cuba“ bis zur „Provinz Canterbury“.

Eine Serie von „Garden Parties“ schloß sich an: in Canterbury, im Lambeth Palast, dem Londoner Sitz der Erzbischöfe von Canterbury, und — als Höhepunkt — im Buckingham Palast, wo die Königin die Bischöfe einer Kirchengemeinschaft empfing, die sich durch Auswanderung in der angelsächsischen Welt und durch Mission im „Empire“ ausgebreitet hat. Schien dies Ereignis und auch der vom Fernsehen übertragene Abendmahlsgottesdienst am 28. Juli in der Westminster-Abtei, dem Nationalheiligtum der Engländer, auf das „Establishment“ der anglikanischen Kirche hinzudeuten, so war davon bei der Konferenz selbst kaum etwas zu spüren. Zu stark war das Fragen nach einer Theologie, die dem raschen Umbruch unserer Zeit gerecht wird, der Wunsch, die kirchlichen Ämter so zu ordnen, daß die Kirche unserer heutigen Welt dienen kann, und das Bewußtsein, daß nur eine einige Kirche dem Willen Gottes für unsere Zeit entspricht.

Dies Drängen hat die Lambeth-Konferenz zu dem Ereignis gemacht, das sie darstellt. Man frage nicht, ob es eine „konservative“ Konferenz gewesen sei. Auch von „Uppsala“ wird so in einigen Kreisen geredet. Mit solchen Schlagworten gefährdet man nur den erreichten Fortschritt. Ähnlich wie bei „Uppsala“ liegt bei der „Lambeth-Konferenz 1968“, um es ganz abgekürzt zu sagen, der größte Erfolg darin, daß viele konservative Menschen — und dazu gehören von der Natur ihres Amtes her die meisten Bischöfe — sich progressive Gedanken und Lösungsvorschläge zu eigen gemacht haben. Als die Mitglieder der Sektion I in London verzagt waren über die Unstimmigkeiten und das Durcheinander des von ihnen erarbeiteten Berichtes, teilte ein jüngerer Bischof mit, er habe den Text einem „zornigen jungen Mann“ der Kirche von England gezeigt, der habe alles gelesen und gesagt: Das muß sofort gedruckt werden. Auf die überraschte Rückfrage, warum er das meine, wo doch nichts Neues, nichts, was nicht anderswo schon besser gesagt worden sei, im Bericht stünde, habe er geantwortet: Daß Bischöfe es sagten, sei so überraschend und ermutigend. Der Bericht konnte später noch wesentlich verbessert werden.

Sektion I: Erneuerung der Kirche im Glauben

Es würde im Rahmen dieses Berichtes zu weit führen, wenn man eine Analyse der verabschiedeten Texte zu geben versuchen würde. Es mag genügen, wenn einige Akzente gesetzt werden. Man dürfte den Bischöfen der Konferenz kaum Unrecht tun, wenn man die im eigentlichen Sinn theologischen Debatten als schwach bezeichnet. Wenn der endgültige Text demgegenüber mehr bietet, dann ist das einigen hervorragenden Theologen, wie etwa dem Bischof von Durham, Dr. Ian Ramsey (nicht verwandt mit dem Erzbischof von Canterbury), zu verdanken, und auch dadurch zu erklären, daß den „Formulierungsausschüssen“ erhebliche Freiheiten eingeräumt worden waren. Im Blick auf die ursprüngliche Vorlage des Ausschusses, der sich mit der „Debatte über Gott“ befaßt hatte, gab ein Berater zu bedenken, daß es nicht Sache von 480 Bischöfen — oder auch von allen Bischöfen der Welt — sein könne, festzustellen, daß Gott existiere. Gott selber mache sein Recht geltend. Dies mag als Beispiel dafür genügen, daß die Konferenz der theologischen Arbeit, die Robinsons Buch „Honest to God“ in der anglikanischen Welt ausgelöst hat, nicht wirklich gerecht werden konnte. Es fehlten die theologischen Fachleute.

Richtungsweisend ist hingegen, in welcher Breite die Gedanken der Genfer Konferenz „Kirche und Gesellschaft“ von 1966 und die Gedanken der Sektionen III und IV von „Uppsala“ aufgenommen worden sind. Sie haben auch in den Debatten eine erhebliche Rolle gespielt. Als Beispiel sei eine Resolution herausgegriffen, die wesentliche Gedanken des Sektionsberichtes zusammenfaßt. Da heißt es, die Lambeth-Konferenz übernehme die Äußerungen von Uppsala zur verzweifelten wirtschaftlichen und sozialen Lage der Entwicklungsländer. Um daraus die notwendigen Folgerungen zu ziehen, empfehle man den Provinzen der Anglikanischen Kirchengemeinschaft,

1. das sorgfältige Studium der Entwicklungsprobleme und die Verbreitung diesbezüglicher Kenntnisse in Kirche und Öffentlichkeit;
2. die Unterstützung aller Bemühungen der Vereinten Nationen um Schaffung wirtschaftlicher Gerechtigkeit in der Welt durch aktiven Einsatz der Kirchen und durch Gebet;

3. die von „Uppsala“ empfohlene Beeinflussung der Regierungen von Industrienationen durch die Kirchen, um einmal bis 1971 den Anteil an Entwicklungshilfegeldern in den Staats=Etats auf ein Minimum von 1% des Bruttosozialproduktes zu bringen und zum andern zu für die Entwicklungsländer tragbaren Welthandelsvereinbarungen zu kommen.

Die anglikanischen Kirchen sollen ihre Glieder dazu drängen, angesichts der Herausforderung durch die Weltarmut persönliche und gemeinschaftliche Verpflichtungen finanzieller Art einzugehen, wie auch „Uppsala“ es nahegelegt habe. Die Bischöfe sollen dabei die Richtung weisen, indem sie einen Teil ihres Gehaltes zur Verfügung stellen.

Angesichts des letzten Passus kam es zu einer Debatte, die – wie ähnliche Debatten in Uppsala und auf deutschen Synoden – von der Presse mißverständlich dargestellt worden ist. Es war ein Richtsatz von einem Prozent genannt worden. Die Konferenz hat diese Angabe fallen lassen, weil sie meinte, Bischöfe aus Industrieländern könnten erheblich mehr geben, während es für Bischöfe aus Entwicklungsländern zu viel sein könnte. Die „Verpflichtung“ sollte nicht etwa erweicht werden, sondern man wollte im Namen aller etwas für alle Verpflichtendes sagen.

Der Bericht der Sektion I atmete so den Geist der Kirche eines Wilberforce, Kingsley oder Earl of Shaftesbury.

Sektion II: Die Erneuerung der Kirche im Amt (Ministry)

Aus der Fülle der unter diesem Thema diskutierten Fragen ist eine Frage von besonderem Interesse und hat auch die Bischöfe selbst am meisten engagiert: die Frage nach der Stellung der Frau in der Kirche.

Was den Gesamtbericht anging, so zeigte er in seinem ersten Entwurf einen überraschenden Bruch. Die Abschnitte über den Dienst der „Laien“ waren deutlich vom Genfer „Laienreferat“ inspiriert. Da fanden sich eine Fülle weiterführender Aussagen, in denen jedes falsche „Amtsdenken“ überwunden schien. Die Abschnitte über das dreigeteilte Amt waren dann aber so gefaßt, als gäbe es jene anderen Aussagen nicht. Der Hiatus konnte in der endgültigen Fassung wenigstens gemildert werden.

Die Auseinandersetzungen über die Frage Frau und Amt setzten bei dem Problem des Diakonates ein. Das anglikanische Diakonenamnt ist – was als tief unbefriedigend empfunden wird, aber nicht überzeugend geändert werden konnte – eine „Durchlaufstation“ auf dem Wege zum Pfarramt. Seit Jahrzehnten gibt es Diakonissen. Es handelt sich dabei um ausgezeichnet vorgebildete Gemeindeförderinnen. Die Lambeth-Konferenz von 1920 hatte sich über das Amt der Diakonisse – wenn auch nicht in völliger Klarheit – so geäußert, als handle es sich um dasselbe Amt wie das des Diakons. Die nächste Lambeth-Konferenz hatte das zurückgenommen oder doch jedenfalls nicht geklärt. Nach harten Wortgefechten wurde jetzt entschieden: das Amt der Diakonisse ist das Diakonenamnt.

Bei der Debatte ging es im Grunde bereits um die Frage, die auch bei der Erörterung über die Zulassung von Frauen zum priesterlichen Amt im Hintergrunde stand: Ist der tiefgreifende Wandel der soziologischen Strukturen, der sich in den letzten zwei Jahrhunderten vollzogen hat, rein zufällig, oder ist in ihm der Wille Gottes erkennbar? Der Erzbischof von York, der diese Frage als

Vorsitzender der Sektion II bei der Einbringung des Entwurfes stellte, bejahte sie in Übereinstimmung mit allen Mitgliedern des Ausschusses „Amt und Frau“.

Trotzdem fand die Vorlage, in der es hieß, es gebe keine zwingenden theologischen Gründe, Frauen den Weg zum Pfarramt nicht zu öffnen, nicht die Zustimmung der Konferenz. Auf Vorschlag des Bischofs von Gloucester formulierte man, es gebe keine zwingenden Gründe „dafür oder dagegen“. In der Debatte hatte der Erzbischof von Sydney den Antrag als „Todesstoß für die Beteiligung von Männern am kirchlichen Leben“ bezeichnet. Er werde dagegen kämpfen und wenn er eine Minderheit von einer Stimme darstellen würde. Der Beifall auf diese Rede, die ihm viel zornige Briefe englischer Damen eintrug, zeigte, daß die „Minderheit“, die gegen eine Öffnung des Priesteramtes für Frauen steht, beachtlich war und ist. Gleichwohl ist hier eine Bewegung eingeleitet worden, die nicht rückläufig sein wird. Der Bischof von West Missouri, ein besonderer Liebling der Konferenz, erklärte unter dem Gelächter des Plenums:

„Ich bin gegen weibliche Priester, und nach West Missouri würden sie nicht passen. Ich bitte Gott, daß er mich aus dieser Welt nimmt, ehe eine Frau bei uns eingeführt wird. Aber ich glaube, es ist Gottes Wille, daß wir weibliche Priester bekommen. Und da dürfte denn wohl schwer etwas dagegen zu machen sein.“

Sektion III: Die Erneuerung der Kirche in Einheit

Der Hiatus im Bericht der Sektion II konnte gemildert werden. Wie schwer es die Anglikaner jedoch haben, ökumenische Offenheit zu zeigen, wenn es um die Frage des historischen Episkopates geht, zeigten die Auseinandersetzungen um den Bericht und die Resolutionen der Sektion III. Gerade wenn man Schwierigkeiten, um die es hier geht, vor Augen hat, wird man geneigt sein, in diesen Debatten und ihren Ergebnissen den Höhepunkt der Lambeth-Konferenz von 1968 zu sehen. Unvergeßlich bleibt das leidenschaftliche Drängen der Asiaten auf kirchliche Einheit. Der Bischof von Nagpur schilderte das Suchen einer Gruppe von mehreren Millionen Hindus nach Antwort auf religiöse Fragen. Nach andert-halbjährigem Studium der christlichen Lehre habe diese Gruppe sich dem Buddhismus zugewandt, weil sie nicht habe entscheiden können, welche christliche Konfession mit ihrer Predigt des *einen* Christus recht habe. „Der Herr hat sie gesucht, sie waren auf dem Wege zu ihm; unsretwegen haben sie ihn nicht gefunden.“

Die Resolutionen der Sektion III zielten auf: Stärkung des ökumenischen Lebens; auf gelegentliche Zulassung von getauften, abendmahlsberechtigten Gliedern anderer Kirchen zum Abendmahl der Anglikaner; auf die Erlaubnis für Anglikaner zur vereinzelt Teilnahme am Abendmahl anderer Kirchen unter bestimmten Voraussetzungen; auf gegenseitige Akte der Interkommunion bei Kirchen, die verbindliche Unionspläne eingegangen sind; auf eine volle Gemeinschaft mit der Kirche von Südindien und auf ein Ja zu einer Reihe von vorgelegten Unionsplänen. Der Bischof von Exeter eröffnete die Schlacht für die Konservativen. Es gehe um das Prinzip des Episkopalismus. Ihm persönlich genüge ein „Gottesdienst der Versöhnung“ als Form der Ämtervereinigung zwischen Anglikanern und Methodisten in England. Interkommunion *vor* einem solchen Gottesdienst könne er jedoch keinesfalls gutheißen. Der Bischof von Lincoln sagte, er hätte bis vor fünf Jahren dasselbe sagen können; seither habe seine Einstellung sich jedoch geändert. In der vorhergegangenen Woche habe jemand

Akte der Interkommunion mit nichtbischöflichen Kirchen mit vorehelichem Geschlechtsverkehr verglichen. Das sei ebenso niederträchtig wie falsch. „Wir lassen ja die anderen seit längerem bei uns zu. Da ist nichts mehr eindeutig. Auch die Haltung des katholischen Priesters, der am Sonntag in meinem Gottesdienst war, ist nicht mehr eindeutig. Wir müssen zugestehen, daß unser katholisches Amtsverständnis durch Gottes Gnade die Grenzen unserer Logik gesprengt hat.“ Diesen und ähnlichen Voten war es zu danken, daß die Resolutionen zur Frage der Interkommunion mit großer Mehrheit angenommen wurden.

Dramatisch ging es bei der Frage zu, ob der anglikanisch-methodistische Unionsplan, von dem schon die Rede war, gutgeheißen werden sollte oder nicht. Nachdem man überseeische Unionspläne kurzerhand „empfohlen“ hatte, stellte ein englischer Bischof den Antrag, diesen Plan als „nicht zur Debatte gestellt“ zu behandeln, man habe ihn nicht genügend studieren können. Die Ironie in der Rückfrage des Erzbischofs von Canterbury, ob das Studium der anderen Pläne wirklich soviel besser gewesen sei, war nicht zu überhören. Dennoch schien sich eine Mehrheit der Bischöfe, wenn auch nicht für eine völlige Streichung dieses Tagesordnungspunktes, so doch für einen Kompromißvorschlag zu erwärmen, der dahin ging, den Fortgang der anglikanisch-methodistischen Gespräche seit 1958 als erfreulich zu bezeichnen.

In einer geradezu atemberaubenden Rede warf der Metropolit von Kalkutta das Steuer herum. Er fragte die Konservativen, ob sie wirklich der Meinung wären, man könnte ein solches Problem mit einem parlamentarischen Trick lösen. „Wir Anglikaner haben keinen guten Ruf. Wir reden so hübsch. Wenn's zum Schwur kommt, zucken wir zurück. Einheit ist wie Friede. Wer den will, muß einen Preis zahlen. Es wäre böse, so zu verfahren, wie Sie es wollen.“ Die ganze herrliche Philippika mitzuschreiben war unmöglich. Es war noch von Kaninchen die Rede, die in ihre Löcher rasen, sobald es knallt. „Lak“, wie die ökumenischen Freunde den über 70jährigen Lakdasa De Mel nennen, glühte vor Zorn. Der Beifall war unbeschreiblich; De Mels Sieg eindeutig.

Der Bericht der Sektion III bezeichnet den Standort der Anglikanischen Kirchengemeinschaft, die sich gern als „wahrhaft katholisch und wahrhaft reformiert“ bezeichnet, ziemlich genau. Wenn auch die Enzyklika des Papstes zu Beginn der Konferenz wie eine Bombe wirkte, schon die Erklärung dazu zeigte, daß man die Verbindung zu Rom sucht und pflegen möchte. Man ist — wie es nach den Erklärungen der Anglikaner zur Frage der Geburtenregelung und Familienplanung von 1958 nicht anders zu erwarten war — anderer Meinung, aber man ist es in einer sehr höflichen Weise. Eine Aussage im Berichtsentwurf der Sektion III, dem Bischof von Rom werde in einer einigen Kirche mit Fug und Recht ein „Primat der Liebe“ zukommen, wurde zwar auf Anregung des Erzbischofs von Canterbury, der das „eine Mischung von Prophetie und Vermutung“ nannte, gestrichen; aber die Neigung mit Katholiken und Orthodoxen in einen verbindlichen Dialog zu kommen, ist nicht zu übersehen.

Demgegenüber ist das Verhältnis zu den reformatorischen Kirchen distanzierter, auch wenn beschlossen worden ist, es sollten zwischen den Anglikanern und dem Lutherischen Weltbund vier Konsultationsgespräche in halbjährigem Abstand stattfinden. Am letzten Tage der Konferenz wurde innerhalb von Minuten entschieden, daß eine Zustimmungserklärung zu den „39 Artikeln“, (der gegen die Schwärmer und die katholische Kirche gerichteten Bekenntnisschrift der An-

glikaner aus dem 16. Jahrhundert) künftig von Ordinanen nicht mehr gefordert werden solle. Der verzweifelte Widerstand des Bischofs von Durham, dem sich der Erzbischof von Kapstadt und 35 andere Bischöfe anschlossen, verschlug nichts. Die breite Diskussion, die es in den reformatorischen Kirchen über Sinn und Geltung der Bekenntnisschriften gegeben hat, war den anglikanischen Bischöfen offensichtlich völlig unbekannt. Natürlich stellt sich von daher die Frage, in welchem Sinne die anglikanischen Kirchen „wahrhaft reformiert“ zu sein meinen; aber ist nicht diese Frage allein schon Grund genug, einen intensiven Dialog mit einer Gemeinschaft von Kirchen zu suchen, von denen wir, wie nicht zuletzt die Lambeth-Konferenz von 1968 gezeigt hat, unendlich viel lernen können?

Ferdinand Schlingensiepen

Eindrücke nach einem Studienaufenthalt in Ghana

Vorbemerkung:

Schon seit Ende der 40er Jahre nehmen junge deutsche Theologen an dem vom Ökumenischen Rat der Kirchen veranstalteten Stipendiatenaustausch teil, der sie in viele Länder der Erde führt und das dortige kirchliche Leben kennenlernen läßt. Das geschieht nicht nur zur persönlichen Fortbildung und „Horizontenerweiterung“, vielmehr sollen sie die mitgebrachten Erfahrungen in ihren deutschen Heimatkirchen fruchtbar machen und ein wirksames Potential für die ökumenische Öffnung von Pfarrerschaft und Gemeinden bilden. Über in den Kirchen der USA oder auf dem europäischen Kontinent gewonnene Eindrücke ist bereits vieles veröffentlicht worden (vgl. z. B. „Pastoraltheologie“ Nr. 7/1968, S. 310 ff.). Die afrikanischen Kirchen und ihre Probleme sind hingegen weniger oder zumindest vorwiegend nur aus der Sicht der Missionsarbeit und der Diakonie bekannt. Daher werden die nachstehenden Ausführungen über Ghana, wo der Autor mit seiner Frau das Studienjahr 1967/68 verbrachte, besonderes Interesse finden. Wir haben vor, später auch weitere derartige Berichte aus anderen Ländern zu veröffentlichen, damit der ökumenische Stipendiatenaustausch an seinem Teile zu dem Ziel beiträgt, das die im Ökumenischen Rat zusammengeschlossenen Kirchen sich vorgenommen haben: zur gegenseitigen „Berichtigung und Bereicherung“.

Die Schriftleitung

Theologisches Studium in Ghana

Der Aufenthaltsort für ökumenische Stipendiaten in Ghana ist die Universität Legon, weil hier innerhalb der Faculty of Arts ein Department für Religionswissenschaftliche Studien eingerichtet ist, an dem u. a. christliche Theologie gelehrt wird. Die Studenten können „Religion“ als Nebenfach oder als Hauptfach belegen. Das letzte tun nur ganz wenige Studenten. Für den pfarramtlichen Dienst sind beide Arten von Studierenden nicht vorgesehen. Sie gehen nach ihrem dreijährigen Studium meist in den entschieden besser bezahlten Staatsdienst an höheren Schulen oder Lehrerseminaren.